Vorgänge in der Gesellschaft.

Im verflossenen Winterhalbjahr wurden 2 Referierabende und 6 Vortragsabende abgehalten.

a) Referierabende.

Am ersten Referierabend berichtete Professor Dr. W. Kükenthal über den Verlauf seiner im Sommer 1889 mit Dr. A. Walter unternommenen Reise nach Spitzbergen unter Hervorhebung der auf derselben erzielten geographischen Resultate. Da die ausführlichen Veröffentlichungen in Petermann's Mitteilungen und den Bremer Geographischen Blättern bereits fertig gestellt sind, wird von einem näheren Bericht an dieser Stelle abgesehen. Am zweiten Abend sprach dann Dr. A. Walter speziell über die tiergeographischen Ergebnisse dieser Reise.

Leider sollte Dr. Walter nur wenige Monate später, erst 29 Jahre alt, hier in Jena einer Krankheit erliegen, nachdem er frisch und wohlbehalten aus dem Norden zurückgekehrt war und eben im Begriffe stand, eine Anstellung am Naturhistorischen Museum zu Hamburg zu übernehmen. Der talentvolle, durch mehrere zoologische Arbeiten bereits in weiteren Kreisen bekannt gewordene junge Naturforscher war wegen seiner persönlichen Eigenschaften hier allgemein hoch geschätzt.

b) Vortragsabende.

Am 2. November sprach Privatdozent Dr. Johannes Walther über Nordindien; er gab einen Teil der Eindrücke wieder, welche er auf seiner im vorigen Winter unternommenen indischen Reise empfangen hatte.

Zunächst schilderte er Bombay, sowohl die „weifse Stadt" mit ihren grofsartigen Palästen, wie die durch ihre Bevölkerung für den Ankommenden besonders interessante „schwarze Stadt". Einen sehr auffallenden Typus bilden in Bombay die reichen Parsen in ihrer sonderbaren Tracht; sie halten zäh an der Feueranbetung fest und lassen ihre Toten von Raubvögeln fressen. Von Bombay führte der Vortragende die Zuhörer durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

die nordwestindischen Steppen nach einem noch unabhängigen Gebiet und nach Agra; das grofsartige Mausoleum, welches hier unweit der Stadt der Grofsmogul Dschihan seiner Lieblingsgemahlin errichtet hat, reifst jeden Besucher zur höchsten Bewunderung hin: von einem einzelstehenden, prachtvollen Portal aus erblickt der Besucher den feenhaften Bau des Tadsch, wie das Mausoleum gewöhnlich heifst, welcher sich in einem von den herrlichsten Pflanzengruppen eingeschlossenen Weiher spiegelt. Im Vergleich zu Bombay macht Calcutta auf den Besucher keinen so tiefen Eindruck, da die weifse Stadt zu international, die schwarze Stadt zu unsauber ist. Eine von hier unternommene Fahrt nach dem berühmten Sanatorium Dardschiling im Himalaya gab Gelegenheit, die Fieberzone des Terai, wie die originell ersonnene Gebirgsbahn von der Gangesebene nach dem 8000 Fufs hohen Plateau, auf welchem Dardschiling liegt, näher zu schildern: ein Niveauunterschied von 7000′ wird in 4 Stunden Fahrt überwunden. Das Badeleben in D., die grofsartigen Naturszenen, besonders aber die tibetanische Bevölkerung der Leptschas, ihre gänzlich entartete Buddhareligion mit Gebettrommeln, Gebetstreifen und übertriebenem Reliquienkultus boten reichen Stoff zur Beobachtung für den kurzbemessenen Aufenthalt einer Woche. Der Vortragende gab nun eine interessante Parallele der Brahmanenreligion mit dem Buddhismus, zumeist anknüpfend an die durch Unterredung mit Brahminen wie durch den Besuch der heiligen Stadt Benâres gesammelten Erfahrungen.

Am 1. Dezember sprach Dr. Neubaur aus Berlin über die Interessen Deutschlands in der Südsee mit spezieller Berücksichtigung der Samoafrage[1]). Der Vortrag zerfiel in zwei gesonderte Teile, in eine Schilderung der deutschen Kolonien in der Südsee, und zweitens der handelspolitischen Bedeutung Samoas und der deutschen Interessen an dieser Inselgruppe.

Die deutschen Kolonien werden nach einem Vertrage mit England vom Jahre 1887 im O. und SO. durch eine Demarkationslinie begrenzt und zerfallen in zwei, auch wirtschaftlich getrennte Gebiete, die Marshall-Inseln und Neuguinea mit dem Bismarck-Archipel. Die Marshall-Inseln umfassen ein Areal von 400 qkm. Sie sind Koralleninseln — Atolls — und werden von einem deutschen Konsul verwaltet, stehen also unmittelbar unter der Reichsregierung. Deutsch-Neuguinea, welches 176000 qkm, und der Bismarck-Archipel, der 46000 qkm umfafst, stehen dagegen unter der Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie. Der allergröfste Teil von Neuguinea ist unbekannt, weniger kennen wir nur Borneo. In das Innere sind bis jetzt erst 2 Expeditionen eingedrungen, eine ging den Augusta-Flufs hinauf bis 140 engl. M., und Zöller gelangte zu Lande 120 engl. M. von der Küste in das Innere. Die Reisen werden ungemein erschwert durch die Terrainschwierigkeiten, besonders aber durch die Eingeborenen. Diese sind Melanesier oder Papuas, die sehr verschieden voneinander sind. Sie leben in kleinen Dörfern; jedes Dorf ist ein Staat für sich und steht mit dem benachbarten auf Kriegsfufse, hat seine eigene Sprache. Dabei sind die Eingeborenen dem Europäer gegenüber sehr scheu und hinterlistig, bei Ankunft Weifser fliehen ganze Dörfer. Sie sind ein degeneriertes Volk, das wahrscheinlich einst eine weit höhere Stufe in der Zivilisation eingenommen hat. Ihre hohen Fertigkeiten in Holzschnitzereien, besonders von Götzenbildern, ihr hochentwickelter Ahnenkultus weist darauf. Steinhaufen, welche bei der Bestellung der Felder einst aus dem Acker geschafft sind, wo jetzt unbebautes Land ist, beweisen eine frühere höhere Kultur und auch eine dichtere Bevölkerung. Ihre Bekleidung ist eine sehr mangelhafte, ihr Werkzeug ist der Stein. Ihre Eigenschaften — sie sind auch sehr träge — erschweren natürlich Expeditionen. Versuche, die der russische Reisende Miklucho mit humanitären Einrich-

1) Die folgenden ausführlicheren Berichte sind von stud. Passarge verfafst.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

tungen bei ihnen gemacht hat, sind mifsglückt. Er ist der einzige bekannte Europäer, der eine Eingeborene als Frau erhalten hat. Über die Zahl der Bevölkerung lassen sich einigermafsen sichere Angaben nicht machen. Die Insel wird von allen Besuchern als ein Paradies gepriesen. Besonders ist die Vegetation von überwältigender Fülle und Mannigfaltigkeit; sie ist indisch, während die Fauna australisch ist. Die Küste ist mannigfaltig, bald von Korallenriffen umsäumt, bald fällt sie steil in das Meer ab, bald findet sich an dem Gebirge noch eine grüne, fruchtbare Ebene. Die Gebirge des Innern sind noch wenig bekannt; nach Zöller erhebt sich hinter dem bereits gewaltigen Küstengebirge Finisterre (6000 m) eine noch mächtigere Kette im Innern, so dafs diese Gebirge wahrscheinlich zu den höchsten der Erde gehören. Reisende, welche diese Gegenden gesehen haben, waren von dem Anblick des Landes so entzückt, dafs sie es als das schönste der Welt bezeichnet haben.

Was nun die Aufgaben der Neuguinea-Kompagnie bezüglich der Kolonisation des Landes betrifft, so sind diese anders als in den andern deutschen Kolonien. Während z. B. in Afrika die Entwickelung des Handels mit den Eingeborenen das wichtigste Ziel ist, der Plantagenbau erst in zweiter Linie in Betracht kommt, ist Neuguinea eine reine Plantagenkolonie. An Handelsbeziehungen mit den arbeitsscheuen, degenerierten, der Erziehung nicht zugänglichen und bedürfnislosen Eingeborenen kann nie gedacht werden. Die Neu-Guinea-Kompagnie versucht die Anlage und Verwaltung von Plantagen im grofsen, indem sie den Landverkauf im kleinen, welcher eine Verzettelung des Gebietes herbeiführen würde, ablehnt, ein sehr weises Prinzip, durch welches die Einigkeit der kolonialen Bestrebungen gesichert wird. Nach neuerdings erfolgtem Reichstagsbeschlufs wird die Verwaltung jetzt vom Staate selbst durch einen Kommissar geleitet, jedoch auf Kosten der Gesellschaft. Sehr wichtig für die Entwickelung der jungen Kolonie ist die Arbeiterfrage. Die Gesellschaft hat es mit der Heranziehung von Melanesiern aus dem Bismarck-Archipel und den Samoainseln, ferner von Javanen versucht und neuerdings chinesische Kulis angeworben. Der Chinese ist der fleifsigste, genügsamste und gegen klimatische Einflüsse widerstandsfähigste Arbeiter, und was noch besonders hervorzuheben ist, er versteht in ausgezeichneter Weise die Bewässerungskunst, die für den Plantagenbau so ungemein wichtig ist. Mag auch viel gegen die Einführung chinesischer Arbeiter einzuwenden sein, für die Entwickelung der Kolonie werden sie von dem gröfsten Nutzen sein. Die Leistungen der Gesellschaft sind sehr bedeutend, wenn man die grofsen Schwierigkeiten bedenkt, gegen welche sie zu kämpfen hat. Eine geordnete Verwaltung ist eingeführt und zur Erforschung des Landes Fachgelehrte, Gärtner, Pflanzer herangezogen worden, es werden keine Ausgaben gescheut. Reiche ethnographische und naturwissenschaftliche Schätze sind nach Berlin gesandt worden. Es ist nur eine Frage der Zeit, dafs Gold gefunden werden wird, gewisse Anzeichen deuten auf reiche Goldlager. Deutsche Goldgräber aus Australien sind zur Auffindung des Goldes angeworben. Die wichtigsten Stationen sind Finschhafen, Hatzfeldthafen und Konstantinhafen. Die Hauptprodukte sind Tabak und Baumwolle und die Resultate bezüglich des Tabaks sind vorzüglich. Die erste Bauwollenernte — 300 Ztr.-Ballen — ist auf dem Wege nach Europa. Leider ist die Verbindung mit dem Heimatland eine sehr mangelhafte. Die nächste Station des deutschen Loyd — Sidney — liegt zu weit ab, um benutzt werden zu können. Die Waren werden daher nach dem holländischen Surabaya oder Cooktown in Australien gebracht und durch holländische resp. englische Linien weiterbefördert. Leider mufs die Gesellschaft infolgedessen, um den hohen Zoll zu vermeiden, ihre Vorräte aus dem Auslande beziehen; es wäre daher eine Zweiglinie des deutschen Lloyd nach Neuguinea sehr wünschenswert.

Neben der Neuguinea-Gesellschaft bestehen im Bismarck-Archipel schon seit langem Stationen der Firma Robertson und Hernsheim; ferner

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

hat sich vor 2 Jahren auf den Marshall-Inseln eine Jaluitgesellschaft gebildet.

In dem zweiten Teil seines Vortrags schilderte der Redner die Bedeutung Samoas als Handelszentrum der Südsee und das Übergewicht Deutschlands an Landbesitz und Handelsbeziehungen auf dieser Inselgruppe gegenüber den Engländern und Amerikanern. Der deutsche Besitz ($^2/_5$ der Insel) umfasse 84500, der englische 9000, der amerikanische 6000—7000 Acres. Von dem deutschen Gebiet seien 10000 Acres rationell kultiviert, dieselben sind reich an Kokospalmen, liefern sehr guten Kaffee und sehr viel Baumwolle. Die Engländer haben etwa 500 Acres kultiviert, die Amerikaner besitzen gar keine Plantage. Noch stärker tritt das Übergewicht Deutschlands im Handel hervor. Der englische und amerikanische beziffert sich auf etwa 150000 Mk., der deutsche schon nach dem Ausweis des Konsulats von Apia auf 1 Mill. Mk. Die Rasse, die schönste polynesische, ist europäerfreundlich, hier sind auch Arbeiter zu haben. Das Klima ist gesund. Es sei sehr bedauerlich, daſs der deutsche Reichstag, vornehmlich infolge des Auftretens des Abg. Bamberger, den Erwerb der Insel abgelehnt habe, bei dem jetzigen Ausgang der Dinge seien die deutschen Interessen aufs schwerste geschädigt. Mit groſser Klarheit entwickelte er sodann die Entstehung und den Verlauf der politischen Unruhen, welche er zum groſsen Teil als Augenzeuge mit erlebt hat. Von dem Häuptling Malietoa könne man sich eine Vorstellung machen durch die Mitteilung, daſs er Matrosen auf der Straſse um Zigarren anbettele. 1887 habe er die Deutschen schwer beleidigt und sei deshalb von ihnen aufgehoben und auf ein deutsches Schiff gebracht. Am 16. August 1888 traf der Vortragende in Samoa ein, am 29. brach der Aufstand aus. Es wurde geleugnet, daſs derselbe einen politischen Ursprung habe, er wurde auf alte Differenzen zwischen dem obersten Häuptling und den anderen Häuptlingen zurückgeführt. Amerikanische Abenteurer, welche Kramläden auf Samoa besitzen und Verdruſs über das Emporblühen des deutschen Handels, gegen welchen sie nicht aufkommen konnten, empfanden, hatten die Häuptlinge gegen Tamasese, der an Stelle Malietoas zum »Gegenkönig« gewählt wurde, unterstützt, um aus Streitigkeiten Profit zu ziehen. Tamasese war von deutscher Seite als Oberhäuptling anerkannt worden, die Engländer haben ihn thatsächlich als ersten Häuptling behandelt, die Amerikaner anerkannten ihn nicht, sie waren ihm feindlich gesinnt, weil er sich deutschem Einfluſs zugänglich zeigte. Den Hauptmann a. D. Brandeis aus Baden hatte er als seinen ersten Berater bestellt, auch lieſs er seine Privatgeschäfte durch Deutsche besorgen. Zwischen Tamasese und dem von den Amerikanern, auch dem Kommandanten des amerikanischen Kriegsschiffes, unterstützten Gegenkönig Mataafa kam es im September zur ersten Schlacht, bei welcher 25000 Schüsse abgegeben und auf beiden Seiten im ganzen 33 Mann verwundet wurden. Diese geringen Verluste beweisen schon allein, daſs die schweren Verluste, welche die deutsche Marine im Kampfe erlitten hat, nicht auf samoanische Hände allein zurückzuführen sei. Nach der Schlacht lagen sich die Heere der feindlichen Häuptlinge thatenlos gegenüber, die Patronen waren ausgegangen. Ein amerikanisches Kanonenboot brachte solche von Neuseeland, die Deutschen versorgten deshalb auch Tamasese. Der »Adler« suchte so lange als möglich Blutvergieſsen zu verhindern, es wurde eine Wache zwischen die feindlichen Heere gelegt. Die Amerikaner hatten inzwischen gefärbte Berichte nach dem Heimatlande geschickt, die dort die öffentliche Meinung erregten und zu Auftritten in der gesetzgebenden Körperschaft führten. Auf Samoa schürten sie das Feuer weiter, und so kam es zu dem bekannten Zusammenstoſs, bei welchem 35 deutsche Matrosen ihr Leben einbüſsten oder verwundet davontrugen. Die Amerikaner verhöhnten noch die Deutschen nach dem Gemetzel. Das geschah, obwohl von den 300 Fremden, die auf Samoa leben, 180 Deutsche und 120 Angehörige verschiedener anderer Nationalitäten sind. Die Vorgänge auf der Insel führten nun zu der Berliner Konferenz, deren endgiltige Beschlüsse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

noch in Dunkel gehüllt sind. Es muſs geradezu herausgesagt werden, daſs wir uns auf Samoa blamiert haben, eine Genugthuung für die Niedermetzelung unserer Matrosen haben wir nicht erhalten; wären wir von vornherein energisch aufgetreten, dann hätten wir nicht schwere Verluste erlitten, und dann wären auch die Verhandlungen nicht nötig gewesen. Eine Volksmeinung wegen Samoa hat in Amerika zuerst nicht bestanden, später wurde Lärm im Kongreſs gemacht, und da entstand erst die vielumstrittene Frage. Malietoa ist bekanntlich nach Samoa zurückgebracht und angeblich gegen seinen Willen wieder als König eingesetzt worden. Wie dieser Vorgang auszulegen ist, kann nicht bestimmt gesagt werden.

Die Konflikte um Samoa zeigen jedenfalls, welchen Wert die Nationen auf die Insel jetzt legen. Der Wert wird nach Vollendung des Nicaraguakanals noch steigen, dann geht über Samoa der direkte Weg nach Australien, die Insel eignet sich vorzüglich zum Stützpunkt der Marine in der Südsee, vor allem zur Kohlenstation.

Der Redner erzählt dann in interessanter Weise von einem Besuch, welchen er dem deutschfreundlichen König Tamasese gemacht hat. Zu einer späten Abendstunde habe er dem deutschen Konsul den Wunsch ausgesprochen, an einem der nächsten Tage zu Tamasese geführt zu werden, der Konsul sei aber, ohne Umstände zu machen, sofort mit ihm aufgebrochen. Gegen Mitternacht traten sie bei dem Häuptlinge ein, der sie freundlich aufnahm. Tamasese hat eine Körperlänge von $6^1/_2$ Fuſs und besitzt eine gewaltige Körperkraft. Seine Kleidung ist ein Stück mattenartigen Stoffes. Er wohnt überaus einfach, der Schmuck seines Zimmers ist ein ihm von den deutschen Offizieren gewidmetes Bild Kaiser Wilhelm I., das von einem groſsen Federfächer beschattet wird. Vor der Wohnung, die ohne Wache daliegt, stand eine verrostete Kanone ohne Lafette. Tamasese bot ein Kawabowle an, Dr. Neubaur dankte ablehnend und erhielt die Bomle nun anderen Tages mit einigen Gastgeschenken.

Zum Schluſs sprach der Redner von den Aufgaben Deutschlands in der Südsee. Zum Schutze der Kolonien sei eine gröſsere Flotte nötig. Kauffahrteischiffe, als Kreuzer ausgerüstet und mit einigen Kanonen versehen, würden, in den Kolonien stationiert, genügen, die Ordnung daselbst aufrecht zu erhalten und könnten mit geringen Kosten ausgerüstet werden. Und das Ansehen Deutschlands im Auslande beruhe ja auf einer starken Flotte, welche allein die deutschen Besitzungen kräftig zu schützen imstande sei. So groſs auch die Wirkung unserer Machtstellung nach auſsen sei, so reiche sie nicht aus, um die Kolonien zu schützen, es bedürfe dazu einer starken Flotte. Nach dem beklagenswerten Vorgang auf Samoa sei unser Ansehen in Australien gesunken, und der Handel habe dadurch gelitten, während nach der Weltausstellung in Melbourne der deutsche Name an Ansehen gewonnen habe. Die Machtentfaltung in der Südsee wird sich nun nützlicher erweisen, als wir von dort aus Japan und China näher rücken. Als eine Ehrenaufgabe Deutschlands bezeichnete der Redner ferner die Aufnahme und Vermessung der Meere innerhalb der deutschen Gebiete, von welchen zum Teil noch gar keine, zum Teil nur alte englische Seekarten existierten. Mit dem Wunsche, daſs die deutschen Kolonien und Interessen in der Südsee, welche ja zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, aufblühen und gedeihen mögen, schloſs der Redner seinen interessanten Vortrag.

Am Sonntag den 15. Dezember hielt Herr Groth-Berlin einen Vortrag über deutsche Kulturarbeit in Japan. Der Redner entwarf ein hochinteressantes Bild von der kulturgeschichtlichen Entwickelung dieses Landes, von welchem leider in dem großen Publikum meist noch irrige und unklare Vorstellungen herrschten, und von dem Anteil der Deutschen an der Einführung europäischer Kultur daselbst.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Nach einigen Bemerkungen über die geographische Lage und das Klima Japans führte er bezüglich der Entwickelung der altjapanischen Kultur folgendes aus: Die Japaner haben, als sie noch auf einer tiefen Kulturstufe standen, von den Chinesen Kultur und Schriftsprache erhalten. Die eigentliche japanische Sprache — die übrigens mit der chinesischen durchaus nicht verwandt ist — ist sehr wenig ausgebildet. Die Zahlen gehen z. B. nur von 1—10, und alle Worte, welche erst die Kultur mit sich bringt, sind dem Chinesischen entnommen worden; desgleichen die chinesische Schrift. Die Chinesen haben bekanntlich für jedes Wort, jeden Begriff ein besonderes Zeichen, das aber oft in den verschiedenen Provinzen Chinas eine verschiedene Aussprache hat. So sind denn die Chinesen im Verkehr sowohl untereinander, als besonders mit den Japanern und auch den Koreanern auf die Zeichenschrift angewiesen, in welcher z. B. der diplomatische Verkehr zwischen den genannten Staaten geführt wird. Um nun diese Zeichen — 6—7000 an der Zahl — mechanisch auswendig zu lernen, braucht der Japaner 6—8 Jahre, dann erst, wenn er die Zeichen schreiben kann, lernt er ihre Bedeutung kennen. Durch dieses mechanische Auswendiglernen verliert der junge Japaner nicht nur viele Jahre, bis er Lesen gelernt, sondern auch jedes selbständige Denken wird in ihm ertötet; er prägt sich das Gelernte nur äußerlich ein, ohne einen Sinn damit zu verbinden. Der Redner führte hierfür mehrere interessante Beispiele an, welche er während seiner mehrjährigen Thätigkeit als Lehrer an der deutschen Schule in Tokio selbst erlebt hatte. Für die Frage, ob der Japaner imstande sein wird, die europäische Kultur voll und ganz sich anzueignen, ist daher das Aufgeben der chinesischen Kultur durchaus notwendig. Von diesem Bewußtsein sind die Japaner auch durchdrungen, und vor einigen Jahren hat sich eine „Römische Buchstabengesellschaft" — Romaschikai — gebildet, welche sich die Einführung der lateinischen Schrift zur Aufgabe gestellt hat und zahlreiche Anhänger zählt. Ob es hier gelingen wird, ist noch zweifelhaft. Die Hauptschwierigkeit liegt in der mangelhaften Ausbildung der eigentlichen japanischen Sprache, deren Wörterschatz, wie erwähnt, äußerst dürftig und unzulänglich ist. Und doch hängt die Einführung und Aneignung europäischer Kultur in Japan ab von der Befreiung von den beengenden Fesseln der alten chinesischen Kultur.

Wie die Kultur, hat Japan auch die Religion von China erhalten. Es giebt zwei Religionen daselbst, den Buddhismus und den Schintoismus, welche friedlich nebeneinander bestehen in ähnlicher Weise wie die verschiedenen Kulte zur Kaiserzeit in Rom. Bald ist die eine, bald die andere Religion »Mode«. Seit der letzten Reformation durch den Mikado hat der Schintoismus besonders zahlreiche Anhänger gewonnen, weil er dem Kaiserreiche nützlicher sein soll. Übrigens fehlt beiden Religionen eine höhere sittliche Idee, sie sind nur eine Mischung abergläubischer Gebräuche. Besonders ausgebildet ist der Ahnenkultus, vor allem der der Kaiser, deren Familie von den Göttern abstammen soll. Die Gebildeten stehen beiden Religionen sehr gleichgiltig gegenüber. Ein wesentliches Hindernis können sie dem siegreich eintretenden Christentum nicht bieten. Dagegen ist ein sehr gefährlicher Gegner europäischer Kultur und Religion die chinesische Philosophie und Poesie, welche auf die gebildeten Japaner eine große Anziehungskraft ausübt und in der That von hoher poetischer Schönheit ist. Die Inschrift auf dem Grabe eines hier in Jena verstorbenen jungen Japaners ist ein beredtes Zeugnis für die Schönheit japanischer Poesie.

Der Redner entwarf sodann ein Bild von den politischen Beziehungen Japans zu der europäischen Welt. Entdeckt wurde Japan von den Portugiesen, welche auch zuerst das Christentum einführten, jedoch die Religion als Deckmantel für politische Umtriebe benutzten. Eine Revolution gegen die Fremden war die Folge. Sie wurden vertrieben, das Christentum ausgerottet und jedem Fremden das Betreten des Landes unter Todesstrafe verboten. So blieb es mehrere Jahrhunderte lang. Nur eine kleine holländische Handelskolonie wurde auf einer Insel geduldet. In den fünfziger Jahren wurden den Amerikanern zuerst einige Häfen geöffnet, und ihnen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

folgten bald die europäischen Staaten nach, darunter Preußen im Jahre 1861. Die politischen Verhältnisse in Japan waren zu jener Zeit höchst eigentümliche. Entsprechend dem gebirgigen, zerrissenen Charakter des Landes war Japan bis vor kurzem in zahlreiche Fürstentümer zersplittert. An ihrer Spitze standen die »Daimios«, welche nominell den Mikado als Oberhaupt anerkannten, in Wirklichkeit aber selbständige Herrscher waren. Der Mächtigste dieser »Daimios« bekleidete die Würde eines »Schogun«, das heißt Kronfeldherrn, den man mit dem Majordomus der Merovinger vergleichen kann. Er war der faktische Herrscher und regierte im Namen des Mikado, der wie ein Gott verehrt, aber ohne Einfluß auf die Regierung gleichsam in einem goldenen Käfig gehalten wurde. Mit dem damaligen Schogun nun hatten die europäischen Staaten ihre Verträge abgeschlossen. Ein Aufstand gegen die Fremden war die Folge (1868). Der Schogun erhielt auf Anstiften der Daimios den Befehl, die Fremden zu vertreiben. Da er angesichts der überlegenen Flotten und Waffen dazu außer Stande war, dankte er ab. Der Mikado aber, der so lange wie ein Gefangener gelebt hatte, ergriff mit starker Hand selbst die Zügel der Regierung. Aber auch er war den Fremden gegenüber machtlos. Nun beschloß man, der europäischen Kultur Thür und Thor zu öffnen, um so die Mittel zu erhalten, durch welche die Fremden den Japanern so weit überlegen waren, und sie dann zu verjagen. In wenigen Jahren hoffte man das erreichen zu können. In kurzer Zeit trat aber, je mehr das japanische Volk mit der abendländischen Kultur bekannt wurde, ein völliger Umschlag in der Gesinnung ein. Man dachte nicht mehr an eine Vertreibung der Fremden, sondern suchte sie auf jede Art und Weise anzuziehen und durch die europäische Kunst und Wissenschaft in Japan einzuführen. Damit begann nun eine neue Zeit für Japan. Das Mittelalter mit seinem Feudalsystem und Rittertum, welches so lange in Japan geherrscht, mußte der neuen Kultur weichen. So haben denn nacheinander die Amerikaner, Franzosen und Engländer hier gewirkt, und seit dem Jahre 1870 auch die Deutschen. Man begann mit der Errichtung einer deutschen medizinischen Fakultät in Tokio durch deutsche Ärzte, und da sich eine Vorbildung der jungen Japaner zum Studium der Medizin als notwendig zeigte, wurde auch eine deutsche Schule gegründet. An dieser hat der Redner mehrere Jahre als Lehrer gewirkt und dabei Gelegenheit gehabt, das japanische Volk nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Dem jungen Japaner wird von Jugend auf strenger Gehorsam gegen die Eltern gelehrt, und die Hochachtung gegen diese überträgt er auch auf seinen Lehrer, und jedes Wort aus seinem Munde ist ihm wie ein Evangelium. Ein solch blinder Gehorsam erleichtert den Unterricht sehr, erschwert ihn aber auch, denn jedes eigne Nachdenken wird dabei unmöglich. Die Aufgabe des Lehrers ist es also, in seinen Schülern eine selbständige Urteilskraft heranzubilden, und hierin macht der Japaner erfreuliche Fortschritte. Wie verderblich die chinesische Kultur mit ihrer Zeichenschrift ist, wurde bereits oben geschildert.

Die Fakultäten außer der medizinischen sind in den Händen der Engländer; doch wird auch auf ihnen die deutsche Sprache gelehrt. Neben Ärzten sind es besonders deutsche Bergleute, Techniker und Gelehrte, welche in großer Zahl nach Japan berufen werden, und deutsche Offiziere sind mit der Heranbildung eines Generalstabes betraut.

Wie groß die Zuneigung der Japaner gerade für die Deutschen ist, geht aus der kürzlich erfolgten Bildung einer Gesellschaft hervor, welche die Ausbreitung der deutschen Sprache sich zur Aufgabe gestellt und eine eigne Schule und einen Lehrstuhl für Staatswissenschaften errichtet hat. Der größte Teil der Studenten, welche nach Europa geschickt werden, geht nicht mehr nach Paris und London, sondern auf deutsche Universitäten. Eine solche Hochachtung der Japaner haben die Deutschen sich durch ihre Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit erworben, welche sie ganz im Gegensatz zu den Amerikanern stets gezeigt haben. Die »deutsche Gründlichkeit« ist es, welche der Japaner so hoch verehrt. Allerdings der Endzweck bleibt für die Japaner stets die Entfernung der Fremden,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

wenn sie erst einmal die gleiche Kulturstufe erstiegen, und das darf man ihnen nicht verargen. Aber leider sind sie oft gar zu hastig bei der Ersetzung von Europäern durch Eingeborene.

Mögen aber auch manche Parteien die Fremden immer noch mit mifstrauischen Blicken betrachten, an eine Vertreibung derselben ist nicht mehr zu denken; vielmehr sind alle Parteien darin einig, dafs man sich die europäische Kultur voll und ganz zu eigen machen müsse, nur darüber sind sie verschiedener Ansicht, wie es geschehen solle. In jüngster Zeit wird nun auch — und nicht zum wenigsten durch deutsche Missionare — das Christentum siegreich in Japan eingeführt, welches ja die Grundlage unserer Kultur bildet, und ohne welches auch im japanischen Volke die europäische Kultur nur ein fremder äufserlicher Firnis bleiben würde. Deutschland aber darf auf das Vertrauen stolz sein, welches ihm ein so grofses und hoch begabtes Volk schenkt, darf stolz sein auf seine Kunst und Wissenschaft, welcher der Vorzug vor denen der andern europäischen Nationen gegeben wird.

Am Sonntag, den 12. Januar, hielt sodann Dr. Gottsche aus Hamburg einen Vortrag über die Frauenfrage in Japan, welcher eine wertvolle Ergänzung zu dem vorigen bildete.

Der Redner entwarf zuerst ein Bild der ungemein schnellen Entwickelung, welche die europäische Kultur in Japan macht, seit im Jahre 1856 die ersten Häfen den Amerikanern geöffnet worden sind und der Mikado selbst die Zügel der Regierung ergriffen hat (1868). Erst vor kurzem hat Japan eine Verfassung erhalten, die erste in Asien, bald wird das Parlament sich konstituiert haben, die Wahlen zum Unterhaus sind im Gange, ein neues Finanzgesetz ist erlassen, und deutsche Gelehrte arbeiten ein Straf- und Zivilgesetzbuch aus, nach dessen Erscheinen wohl die konsulare Gerichtsbarkeit, die so manchem Japaner ein Stein des Anstofses ist, aufgehoben werden wird. Tokio, die Hauptstadt des Reiches, ist mit seinen neuen Bauten, Pferdebahnen, Fernsprechstellen schon ganz europäisiert, und europäische Sitte bedroht bereits schwer das japanische Familienleben, japanische Kleidung und Sitte, welche ja auf jeden Europäer so grofse Anziehung ausüben. Und mit diesem Eindringen europäischer Kultur sieht auch die soziale Stellung der Frau in Japan einer bedeutsamen Umwandlung entgegen.

Seit Japanerinnen in Amerika und Europa europäisches Familienleben kennen gelernt haben, hat auch in Japan eine Bewegung um sich gegriffen, welche eine würdigere Stellung der Frau erstrebte. An der Spitze dieser Bewegung steht die Kaiserin Haruko selbst, und ihr verdankt man nicht zum wenigsten die Gründung zahlreicher Schulen für Mädchen. Doch machen sich bereits sehr verderbliche Emanzipationsgelüste geltend. Ist es auch noch unentschieden, ob die Japaner mongolischer oder malaysischer Herkunft sind, jedenfalls hat man 2 Typen unter ihnen scharf zu unterscheiden, wenn auch Übergänge vorkommen, das gemeine Volk und die gebildeten Klassen. Ersteres ist ein kräftiger schöner Menschenschlag, der sich, wie der vornehme Japaner sagt, einer »pöbelhaften« Gesundheit erfreut, letztere sind schwächlich und zart gebaut, von ungesunder Gesichtsfarbe. Und doch ist eine solche körperlich degenerierte Gestalt das Schönheitsideal des japanischen Malers, der für den klassischen Körperbau des gemeinen Arbeiters kein Verständnis hat.

Die Japanerinnen — der Redner beschränkt sich in seinem Vortrag auf die Schilderung der gebildeten Frauenwelt — sind klein, 147 cm im Durchschnitt und von geringem Körpergewicht (45,2 kg). Die Hautfarbe ist hellgelb, wird aber durch Schminke verdeckt. Die Hautpflege ist vorzüglich; jedes bessere Privathaus besitzt ein eignes Bad, das täglich benutzt wird, und für das Volk sind zahlreiche Bäder vorhanden. Das Bad wird sehr heifs genommen, etwa 45°, und es kann daher der Aufenthalt darin nur wenige Augenblicke dauern. Missionäre haben sich darüber ereifert, dafs beide Geschlechter gemeinsam baden, doch wird, wie der Red-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ner aus eigner Anschauung versichert, bei dem angeborenen Taktgefühl des Japaners nie der Anstand verletzt.

Das Haar der Japanerin ist schlicht und dunkelbraun, und die blonde Europäerin wird um ihren Haarschmuck nicht beneidet, denn helle Haare hat ja nur der Teufel und der Affe.

Auf die Pflege des Haares wird viel Zeit und Mühe verwendet. Die Kinder werden bis zum 12. Jahre bis auf wenige Locken kahl abrasiert, um den Haarwuchs zu befördern, zum Teil auch um die richtige, dreieckig vorspringende Begrenzung der Haare gegen die Stirn zu erhalten. Auch den Augenbrauen verleiht man bei jungen Mädchen auf künstlichem Wege eine schöne Schwingung; die Frauen rasieren sich dieselben ganz ab. Die Gesichtsbildung ist zart und fein; die Nase lang und schmal, das Auge zerschlitzt, der Mund meist klein und wird oft durch rote Schminke vergrößert. Die Zähne werden schwarz gefärbt, eine Sitte, welche ungemein entstellt; da auch die Tänzerinnen — Geisha, d. h. wörtlich: vollkommene Personen — welche bei keinem japanischen Gastmahle fehlen, gleichfalls dieser Sitte huldigen, so dürfte die Sage, daſs die Japanerin sich absichtlich verunstalten wolle, um nicht die Eifersucht ihres Mannes rege zu machen, wohl kaum der Wahrheit nahe kommen.

Ein Stolz der Japanerin ist ihr schöner Nacken, auf den sie die gröſste Pflege verwendet und der daher auch lange jung erhalten wird.

Gang und Haltung sind ungraziös, woran allerdings die Kleidung und das Schuhwerk zum Teil wohl schuld sind. Die Mode wechselt, wie überall, auch in Japan, jedoch nicht so schnell, etwa im Laufe 50 Jahre, und die Kleidung verliert daher nicht den nationalen Charakter. Freilich beginnt die charakterlose europäische Kleidung mit europäischer Sitte bereits die Nationaltracht zu verdrängen. Das hauptsächlichste Kleidungsstück ist bei beiden Geschlechtern ein schlafrockähnliches Gewand — Kimomo — um die Hüften durch einen Gürtel — Obi — zusammengehalten, welcher hinten in eine groſse Schleife gebunden wird, um die Körperform zu verhüllen; denn nichts miſsfällt der Japanerin mehr als die Taille der europäischen Damen. Der weibliche Kimomo besitzt eine lange Schleppe und weite Ärmel, welche wie Taschen zur Aufbewahrung kleinerer Gegenstände dienen — Tamoto —, wie zum Beispiel des nie fehlenden Tabakpfeifchens und von Papier, das die Stelle unserer Schnupftücher vertritt. Auch leisten diese weiten Ärmel der koketten Japanerin ähnliche Dienste wie der Fächer der Europäerin, und von den Thränen durchfeuchteten Ärmeln einer verlassenen Schönen sagt ein japanischer Dichter: sie sind wie der Felsen im Meer, der auch während der Ebbe nicht trocken wird.

Eine Kopfbedeckung wird nur selten, auf Reisen oder im kalten Winter, getragen. Die ungemein zierliche und komplizierte Haartracht ist ohne Zweifel daran schuld. Auf die Frisur verwendet die Japanerin die gröſste Sorgfalt. Vermittelst Pflanzenwachs, Sesamöl, kleinen Drahtgestellen wird ein wunderbares Gebäude von Puffen und Falten hergestellt und mit zahlreichen Haarnadeln und Kämmen verziert, das bei jungen Mädchen ungemein variiert, bei Frauen dagegen sehr gleichförmig ist. Da eine so kunstvolle Frisur viel Zeit erfordert und auch nicht von der Trägerin allein angefertigt werden kann, so wird dieselbe nur innerhalb mehrerer Tage erneuert, und um sie beim Schlafen zu schützen, hat man jene wunderbaren Nackenkissen aus Holz erfunden. Das Schminken des Gesichts und des Halses ist allgemein üblich. Als Schminke benutzt man den Samen des Mirabilis Jalapa, häufiger jedoch ein Pulver aus Reismehl und Bleiweiſs. Auch die Lippen werden oft durch Krapp oder Fuchsin gefärbt und erhalten dadurch einen grünlichen Schiller. Die Fuſsbekleidung besteht aus Strümpfen, an denen die groſse Zehe eine Sonderstellung hat, um dem Bügel der Sandalen oder Holzschuhe einen Halt zu bieten.

Das Familienleben der gebildeten Klassen schilderte der Redner als ein ungemein inniges und liebevolles, ganz im Gegensatz zu manchen Darstellern, welche die weibliche Bevölkerung Japans nur flüchtig kennen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

gelernt oder nur an der niederen, verdorbenen Bevölkerung der Seestädte Beobachtungen angestellt haben. In keinem anderen Lande gilt mehr das Sprichwort: Viel Kinder, viel Segen, und in keinem anderen Lande werden die Kinder mit solcher Liebe und Güte erzogen, wie in Japan. Japan ist das Paradies der Kinder, hat einmal ein Engländer geäufsert. Keinen Sohn zu haben, gilt als das gröfste Unglück, und da nach den früheren Staatsgesetzen, die noch bis zum Jahre 1870 giltig waren, das Vermögen kinderloser Leute an den Staat fallen sollte, so hat sich ein kompliziertes Adoptivsystem herausgebildet. Dieses Adoptivsystem erklärt auch die abnorm lange Dauer der japanischen Geschlechter, insbesondere des Kaiserhauses selbst, das bereits 2560 Jahre alt ist. Dieses konservative Festhalten an der Familie ist für den Japaner ungemein charakteristisch.

Die Schulbildung ist augenblicklich nicht so übel, war früher aber sehr kümmerlich. Die Mädchen lernten nur das zur Führung des Haushaltes Notwendige, stricken, nähen und besonders die Herstellung der künstlichen Frisuren. Daneben nicht zum wenigsten chinesische Moral. Heutzutage sind 28000 Schulen für Mädchen vorhanden, an welchen ein vielseitiger Lehrplan eingeführt ist. Aber trotz der allgemeinen Schulpflicht geniefst vorläufig kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder Unterricht. Da die Mädchen bereits mit 14 Jahren zu heiraten pflegen, werden sie früh allseitig ausgebildet und in die Pflichten des Lebens und der Ehe eingeführt. Welcher Art diese Ausbildung ist, zeigt ein im Jahre 1882 zu diesem Zweck erschienenes Buch, das unter anderem folgende Kapitel hat: Biographien von Dichterinnen, Gedichte, der gute Ton in allen Lebenslagen, Heiratskalender und Briefsteller. Nie fehlen dürfen die Lebensregeln des Confucius, welche Onna Shisko heifsen und deren wesentlichster Inhalt der ist, dafs das Weib dem Manne unterthan ist; er ist das leuchtende, sie das dunkle Prinzip.

Eine ähnliche Anschauung findet man in den alten Gesetzen des Iyeyasn, welche der jungen Frau Vorschriften machen, wie sie sich ihrem Manne gegenüber zu benehmen habe, welche Tugenden sie üben, welche Untugenden sie vermeiden müsse, damit die Ehe glücklich würde. Ungehorsam, Bosheit, Eifersucht, Putzsucht und Verschwendung habe sie zu meiden; Geduld, Keuschheit, unbedingten Gehorsam und Liebe gegen ihren Mann und besonders gegen die Eltern ihres Mannes werden ihr dagegen dringend anempfohlen. Das Wort »Schwiegermutter« hat also in Japan nicht den ominösen Klang wie in Europa. Die Ursache ist ohne Frage die, dafs die jungen Leute in einem so frühen Alter heiraten, wo sie noch keinen eigenen Unterhalt sich erwerben können und demnach im Hause ihrer Eltern zu wohnen gezwungen sind. Auch in diesen Gesetzen ist nur von Pflichten der Frau die Rede, nie von Rechten. Sie ist die Dienerin, nicht die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes. Und doch nimmt sie jetzt bereits im Leben eine sehr geachtete Stellung ein, und dem Fremden gegenüber spricht der Mann von ihr als der »Herrin des Hauses«. Haben doch Frauen sogar in der Geschichte eine Rolle gespielt, und Japan hat so manche Kaiserin an der Spitze der Regierung gesehen.

Die Ehen werden durch einen Heiratsvermittler, welcher die Sache geschäftsmäfsig betreibt, zustande gebracht. Er leitet die ersten Unterhandlungen zwischen dem zukünftigen Bräutigam und den Eltern der Braut ein, er veranstaltet ihre erste Zusammenkunft — Miai, d. h. wörtlich: ob es pafst — und wenn es pafst, überbringt er die Geschenke des Bräutigams, und damit ist die Verlobung erklärt. An einem nach dem Heiratskalender günstigen Tage wird die Braut in das Haus ihres Gatten eingeführt, ein Mahl veranstaltet und durch einige Zeremonien die eheliche Verbindung vollzogen. Ebenso schnell, wie die Ehen geschlossen werden, können sie auch geschieden werden. Ungehorsam der Frau gegen die Schwiegereltern, Kinderlosigkeit, Ehebruch, Eifersucht, Diebstahl berechtigen den Mann, sich scheiden zu lassen. Sogar Geschwätzigkeit der Frau ist ein genügender Grund; denn, sagt der Japaner, eine 3 Zoll lange Zunge kann einen 6 Fufs grofsen Mann erschlagen. Die Auflösung der Ehe, welche durch die Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

setze des Iyeyasn geregelt wird, erfolgt ebenfalls durch den Ehevermittler, welcher der Frau den Scheidungsbrief des Mannes überbringen muſs. Erst seit dem Jahre 1873 hat auch die Frau das Recht, auf Scheidung klagen zu dürfen, erhalten, wenn ihr Mann sie böswillig verlassen oder sich durch entehrende Gefängnisstrafe kompromittiert hat. In den besseren Ständen sind Ehescheidungen ungemein selten, um so häufiger dagegen in den niederen Klassen, wo auf 100 Eheschlieſsungen 40 Scheidungen kommen. Die Ursache hiervon sind die Nebenfrauen des Mannes, die zwar dem Gesetz nach die Dienerinnen der legitimen Gattin sind, aber doch notwendigerweise die Eifersucht der Frau erregen müssen. In dem neuen Gesetzentwurf wird ohne Zweifel auch diese Frage behandelt werden. Bereits sind in dem neuen Hausgesetz der kaiserlichen Famile die Nebenfrauen, welche früher gestattet waren, nicht mehr erwähnt. Erst dann, wenn die monogamischen Prinzipien, wie sie jetzt bereits von einer Anzahl Japanerinnen, darunter von der Kaiserin selbst, vertreten werden, allgemeine Anerkennung und Verbreitung in der japanischen Frauenwelt gewonnen haben werden, wenn das Bewuſstsein ihrer eigenen Würde einmal erwacht ist, darf man hoffen, daſs die japanische Frau die soziale Stellung sich erringen wird, welche dem Weibe zukommt. Ob das Christentum, wie manche meinen, die notwendige Grundlage für eine solche Stellung der Frau sein müsse, darf mindestens zweifelhaft erscheinen. Eine plötzliche Umwandlung und Befreiung kann indes nur schädlich sein und muſs zu unnatürlichen Emanzipationsgelüsten führen.

Mit dem Wunsche, daſs der Japanerin, der Perle der asiatischen Frauen, ihre hohe Aufgabe gelingen möge, schloſs der Redner seinen reichhaltigen und vielseitigen Vortrag, welchen eine reiche Sammlung von Photographien, japanischen Bildern, Stoffen und Kleidungsstücken aus dem Hamburger Kunstgewerbemuseum in willkommener Weise veranschaulichte und ergänzte.

Am Sonntag, den 2. Februar, hielt Professor Dr. Pechuël-Loesche einen Vortrag über Elefanten und Elfenbein[1]).

Zwei Arten von Elefanten giebt es, den indischen und den afrikanischen, welche sich durch den Bau der Füſse und des Kopfes scharf unterscheiden. Ersterer hat einen gewaltigen Schädel und kleine Ohren; die Stoſszähne sind aber klein und nur beim Männchen vorhanden, fehlen jedoch selbst diesem häufig gänzlich. Dagegen hat der afrikanische Elefant groſse Ohren und gewaltige Stoſszähne, welche beiden Geschlechtern eigentümlich sind. Man hat sogar Elefanten mit mehreren Stoſszähnen gefunden. So schoſs der Reisende Baines 1856 in Südafrika ein Männchen mit 9 Stoſszähnen, deren gröſster 30 kg wog. Bau, Farbe und Gröſsenverhältnisse der Zähne sind bei verschiedenen Rassen verschieden. Sehr interessant sind die Untersuchungen von Westendarp in Hamburg, welcher an überaus reichhaltigem Material die Zähne der heutigen Elefanten mit denen des diluvialen Mammut verglichen hat. Der Mammutzahn ist sehr gleichmäſsig gewachsen, nach oben gewunden und auswärts gestellt. Die gröſste Ähnlichkeit mit dieser Form besitzen die Zähne des indischen und abessinischen Elefanten, und je weiter nach Afrika einerseits und nach Ostasien andererseits hinein, um so gerader und schlanker werden dieselben. Es ergiebt sich also das interessante Resultat, daſs die Elefantenrassen im Bau ihrer Stoſszähne um so mehr von dem des Mammutzahnes abweichen, je weiter sie von Sibirien, der einstigen Heimat desselben, entfernt sind. Dieser Umstand unterstützt wesentlich die Theorie, daſs der Elefant ein direkter Nachkomme des Mammuts ist.

Zu demselben Resultat haben auch die Untersuchungen Westendarps bezüglich des Verhältnisses zwischen der Hohlung der Zahnwurzel zur Länge des Zahnes geführt. Beim Mammut ist die Hohlung $^1/_5$—$^1/_4$ der Gesamtlänge, gleich groſs beim nordindischen; bei dem Elefanten von Sumatra und dem abessinischen bereits $^1/_4$—$^1/_3$ und steigert sich bei dem

1) Es waren Zähne und Elfenbeinschnitzereien ausgestellt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

südafrikanischen bis auf $^1/_3$—$^1/_2$. Die Gröfse der Stofszähne schwankt ungemein und beträgt beim afrikanischen Elefanten im Durchschnitt 200—250 cm mit einem Gewicht von 50—90 kg, doch kommen noch bedeutend gröfsere Zähne vor. So ist ein Zahn von 294 cm Länge im Besitze Westendarps, einen anderen von 327 cm besitzt Baker Pascha; beide stammen aus dem ostafrikanischen Seeengebiet. Dagegen sind die Zähne des indischen Elefanten bedeutend kleiner und erreichen selten 100 cm Länge. Die Gröfse des Elefanten ist früher sehr übertrieben worden. Englische Messungen an indischen Elefanten haben als bedeutendste Gröfse 3 m Schulterhöhe ergeben; der afrikanische Elefant mag etwas gröfser werden.

Der Redner entwarf sodann ein anschauliches Bild von der Lebensweise der Elefanten, welche beim indischen und afrikanischen die gleiche ist, ihrem Zusammenleben in Trupps, ihren Wanderungen, zu denen sie durch Nahrungs- und Wassermangel genötigt werden. Eigentümlich ist die Marschordnung, welche sie auf ihren Zügen beobachten. Voran geht ein Leittier, welches jedesmal ein Weibchen ist, und ihm folgen die übrigen Weibchen mit den Kälbern, die Männchen kommen zuletzt. Unter letzteren ist stets das stärkste Tier Haupt und Herrscher der Herde und duldet nur ganz schwache Männchen in dem Trupp. Bei Gefahr ist er aber der Erste, der Reifsaus nimmt; von einer Verteidigung der Weibchen durch die Männchen, wie es bei dem afrikanischen Büffel der Fall ist, ist nie die Rede. Diejenigen Männchen aber, welche ihm haben weichen müssen, umschwärmen die Herde bei Tag und Nacht, und diese einsamen Elefanten sind als bösartige Tiere verrufen.

Trotz seiner Schwerfälligkeit ist der Elefant ein ausgezeichneter Kletterer. An manchen steilen Felswänden, wo der Mensch sich kaum hinauf wagen würde, hat er in dem harten Gneis und Granit im Laufe der Zeit Pfade ausgetreten. Mit Recht ist der Elefant ferner unter allen Landsäugetieren für den besten Schwimmer erklärt worden. Seine geistigen Fähigkeiten sind sehr gering, und die Anekdoten, welche über die Klugheit der Elefanten verbreitet sind, sind durchweg erfunden. Harmlosigkeit, Furchtsamkeit und Einfältigkeit sind seine Haupteigenschaften; sein Benehmen in der Natur beweist das genügend. Die Jagd auf ihn ist daher auch gar nicht schwer. Manche Negerstämme betreiben die Jagd auf die Weise, dafs sie eine Elefantenherde in ein Dickicht treiben, eine Einzäunung aus Lianengeflecht zwischen den Bäumen herstellen und mit Lappen behängen. Eine so plumpe List genügt, um die Elefanten am Durchbrechen des schwachen Zaunes zu verhindern, und so müssen sie in solchem Gehege verhungern. In der Gefangenschaft ist der Elefant allerdings gelehrig und leicht abzurichten.

Der Redner sprach sodann über die Verwertung der Elefanten als Haustier. Die Preise für gezähmte Elefanten sind sehr verschieden und in den letzten Jahrzehnten bedeutend gestiegen. Gewöhnliche Reit- und Lasttiere von der Miergarasse kosteten im Jahr 1855 auf dem Markt von Sonepur am Ganges 900 M., im Jahre 1885 6000 Mk. Einen unendlich höheren Wert — 30—40 000 Mk. — haben dagegen die Prunktiere der indischen Fürsten. Letztere gehören zu der Kumiriarasse. Man unterscheidet nämlich nach dem Körperbau 3 Rassen, welche bereits in der Natur vorkommen und, wie die angeführten Zahlen zeigen, sehr verschiedenen Wert haben. Die Leistungsfähigkeit des Elefanten ist sehr übertrieben worden. Die Last, welche er tragen kann, beträgt im Durchschnitt 500 kg auf ebenem Terrain, 300 kg auf sumpfigem und hügeligem Boden. Die Entfernung, welche er täglich zurücklegen kann, überschreitet auf die Dauer nicht 25—30 km, kann für einen einzigen Tag aber bis auf 70 km gesteigert werden. Auch als Arbeitstier ist der Elefant wenig empfehlenswert, weil sein Unterhalt sehr viel kostet. Von der täglichen Arbeitszeit fallen 6 Stunden aus, während welcher der Elefant zum Fressen in die Wildnis getrieben wird. Die Nahrungsmengen, welche er an Grünfutter täglich vertilgt, sind ungeheuer, $^1/_{10}$ seines eigenen Gewichts, etwa 400 kg

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

pro Tag und er ist daher auch nur da als Haustier denkbar, wo der Urwald unerschöpflichen Vorrat an Nahrung darbietet. Von unersetzbarem Vorteil ist der Elefant in der Wildnis als Bahnbrecher und Pfadfinder. Man hat nun auch den Vorschlag gemacht, die afrikanischen Elefanten zu zähmen und in den Kolonien als Last- und Reittiere zu verwenden. Doch ist in den Berechnungen, welche man zu diesem Zweck angestellt hat, ihre Leistungsfähigkeit weit überschätzt worden, indem man die Leistungen der besten indischen Reitelefanten als Durchschnittszahl annahm. Immerhin dürfte der Versuch, Elefanten als Lasttiere in der unwegsamen Wildnis zu benutzen, sehr empfehlenswert sein. Seit in Indien in den 70er Jahren für den Elefanten Schonungsgesetze erlassen worden sind, hat seine Zahl, welche infolge der rücksichtslosen Verfolgungen bereits sehr vermindert worden war, bedeutend zugenommen, und da er den Feldern grofsen Schaden zufügt, wird wohl bald jährlich eine bestimmte Zahl weggeschossen werden müssen. Jedenfalls ist seine Existenz vorläufig gesichert.

Anders in Afrika, wo man den Elefanten seines Elfenbeins wegen schonungslos jagt und niederschiefst. Aus der Menge des in den Handel kommenden Elfenbeins haben Westendarp, der Redner selbst und andere die Zahl der jährlich erlegten Elefanten zu berechnen versucht und als Durchschnittszahl 55 000 gefunden. Die jährliche Ausfuhrmenge beträgt in Afrika nach Westendarp 868 000 kg Elfenbein. Infolge der Aufstände in Ostafrika hat der Export über Sansibar bedeutend abgenommen zu Gunsten der Westküste. Das meiste Elfenbein — 535 000 kg — gelangt nach Europa, der Rest nach Indien, Amerika und China. Es wird hauptsächlich zu Messerheften, Kämmen, Billardkugeln, Klaviaturen und mancherlei Spielereien verarbeitet. Das Elfenbein der verschiedenen Distrikte ist durch Farbe, Struktur und Form voneinander abweichend, und der Kenner kann mit grofser Bestimmtheit angeben, aus welchem Gebiet ein Zahn stammt. Das Elfenbein der Ostküste ist sogenanntes »weiches« Elfenbein, hellweifs bis strohgelb und leicht zu bearbeiten, das vom Nil silbergrau, das der Westküste dagegen »hart«, dunkelfarben bis schwarzbraun. Diese dunkle Farbe hat man durch Verwitterung zu erklären versucht, und es soll von tot gefundenen Tieren herstammen; dann müfste solches Elfenbein aber auch aus anderen Distrikten exportiert werden. Es ist viel wahrscheinlicher, dafs dieselbe davon herrührt, dafs bei dem langsamen Tauschhandel, der zwischen den Stämmen des Innern und der Westküste bisher bestanden hat, das Elfenbein lange in den Hütten der Eingeborenen dem Rauch ausgesetzt gewesen ist. Direkte Versuche, Elfenbein durch Rauch zu färben, haben diese Theorie bestätigt, und ist sie richtig, so mufs bald infolge des Eindringens der Europäer und Araber in das Innere das schwarze aufgestapelte Elfenbein massenhaft in den Handel kommen, um dann für immer zu verschwinden. Und wenn das alte Elfenbein, welches jetzt noch in den Negerdörfern des Innern liegt, verbraucht ist, dann wird auch in Zentralafrika der Händler zum Jäger werden, wie er es südlich vom Sambesi schon längst geworden ist. Die Folge davon wird aber die sein, dafs der Elefant, wie dort, immer seltener werden und schliefslich gänzlich ausgerottet werden mufs.

Am 16. Februar sprach schließlich Paul Dehn aus Wien über das Thema: Aus dem Zeitalter der gesellschaftlichen Verkehrsumwälzungen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Am 29. März fand die Generalversammlung für das Vereinsjahr 1889/1890 statt. Nach der Erstattung des Jahresberichts durch den Vorsitzenden und des Kassenberichts durch den Rechnungsführer fand die Neuwahl des Vorstandes für das kommende Vereinsjahr statt. Für das kürzlich ausgeschiedene Vorstandsmitglied Dr. O. Kleinstück wurde Professor Dr. W. Kükenthal, für R. Lencer (cf. S. 78) Dr. E. Piltz in den Vorstand gewählt. Letzterer hat die Aufsicht der Bibliothek übernommen. Da ferner der zeitherige Vorsitzende, Oberlandesgerichtsrat H. Brückner wegen zahlreicher anderweitiger Verpflichtungen von seinem Amte entbunden zu werden wünschte, wurde Professor Dr. E. Kalkowsky für 1890/1891 zum Vorsitzenden gewählt.

Der Mitgliederbestand war am 1. April 1890 folgender: 20 Ehrenmitglieder, 29 korrespondierende Mitglieder, 535 ordentliche Mitglieder (davon 206 Mitglieder des Botanischen Vereins für Gesamtthüringen, 34 Mitglieder der Sektion Jena des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins), in Summa 584.

Frommannsche Buchdruckerei (Hermann Pohle) in Jena. — 702

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: 8

Autor(en)/Author(s): Redaktion

Artikel/Article: Vorgänge in der Gesellschaft 187-200